

Sprachlicher Common sense und Kommunikation

Über den ‚gesunden Menschenverstand‘, die Prägung der Kompetenz und die idiomatische Ordnung des Verstehens¹⁾

Ich sage dir – wir müssen noch mal ganz von vorne anfangen und davon ausgehen, daß Sprache zuerst und vor allem ein System von Gesten ist.
(Gregory Bateson)

Erstens spricht man anders, und zweitens als man denkt. Ein linguistisches Lehrstück

(Auftritt: ein Sprachforscher, Herr L.)

Herr L. hatte schlecht geträumt; oder übel, oder böse? Er hatte einen richtigen Warrkopf, oder sollte man sagen: Er war wirr im Kopf? Jedenfalls war ihm irgendwie wirr, und er meinte plötzlich, schwach aber deutlich ein linguistisches, ihm unbekanntes postbabylonisches Warrwarr zu spüren. Aus seiner Therapie wußte er zwar, daß er einfach mehr zulassen müsse. Aber hier empfand er ein fast physisches Unbehagen und beschloß deshalb, sich der Routine der allmorgentlichen Körperpflege hinzugeben.

Der Sprachforscher stand auf, wusch sich die Zähne, reinigte seine Nase und putzte sich den Kopf, die Haare und die Fingernägel. Dann ging er mit den Füßen zur Arbeit, denn das Sprachhaus stand unmittelbar um seine Ecke. Auf dem Steig für die Bürger, der direkt zum Sprachhaus führt, sah er, an die Straßenlaterne gelehnt, einen jungen Jungen. „Merkwürdig!“ schoß es dem L. durch seinen Kopf.

Gerade begann er schon heftig der Erscheinung nachzudenken, als er auf einer öffentlichen Grünfläche an einem Blumenstand vorbeikam, wo ein nettes junges Mädchen zwischen den Blumen hackte. (Was dies bei dem L. erregte, war seine Aufmerksamkeit). Das Bild veröhnte ihn wieder, und er dachte so bei sich: ‚Junge Mädchen sind doch eher was als junge Jungen!‘ Einen jungen Burschen, der nebenan im Park gerade ein Gebüsch fällte, bemerkte er weiter nicht.

Weil er also so wirr war, konnte sich der L. gar nicht auf den rechten Weg besinnen. Statt außen, lief er innen und stieß – Bums – gegen eine Dame, der prompt der Hut vom Schädel stürzte. Nun war der L. außer Rand und Band. Er äußerte in dieser Situation eine Entschuldigung, und zwar entführen ihm unversehens die Worte: „Entschuldigen Sie bitte! Das kann doch jedem passieren!“, worauf besagte Dame, die eigentlich bereits bereitwillig zu einem entschuldigenden Murren aufgesetzt war, ihm zur Vergeltung unentgeltlich unverlangt eine lange.

„Verrückt!“ schrie da verzweifelt der L. auf, was die Dame, aufgesetzt wie sie war, veranlaßte, ihm noch eins draufzusetzen, daß er in sich zusammensackte. Darauf sprach die Dame herab von ganz oben zu ihm. „Ja, Ja. Die Welt ist klein. Aber von Ihnen hätte ich etwas anderes erwartet!“

Genau in diesem Moment – das werden Sie wissen – wachte der Linguist schweißgebadet auf.

Das sollte ihm eine Lehre sein.

(H. F.)

1. Merkwürdige Fragen

Haben Sie sich schon einmal gefragt, warum uns ‚ein junges Mädchen‘ sehr wohl eine vertraute Vorstellung ist, nicht aber ‚ein junger Junge‘? Ist es nicht eigentümlich, daß man zwar sagt, ‚der Zug ist stehengeblieben‘, obwohl er gar nicht stehen geblieben, sondern erst zum Stehen gekommen ist? Was soll es bedeuten, daß zwar jeder ‚ein sonniges Plätzchen‘ finden, aber längst nicht jeder auch ‚einen Platz an der Sonne‘ bekommen kann? Und ist es Ihnen schon einmal aufgefallen, daß man sich zwar ‚in die Sonne‘ setzen kann, nicht aber ‚in den Mond‘ – obwohl doch beide scheinen und auch der Mondschein für gewisse Stunden durchaus gerne aufgesucht wird? Wie kommt es schließlich, daß man von jemandem, der sich – den Körper bräunend und dem Ozonloch trotzend – in die Sonne legte, nicht sagen darf, er habe ‚eine sonnige Lage‘?

Sicher, das sind merkwürdige Fragen, und wenn man in der alltäglichen, fraglosen Routine der Kommunikation überhaupt auf sie stößt, so übergeht man solche Sicherheitsrisiken für den Sprachverkehr lieber schnell. Im folgenden geht es um dieses eigentümliche Sprachphänomen. Seine stillschweigende Berücksichtigung ist uns als SprecherInnen und HörerInnen zwar einerseits so vertraut und selbstverständlich wie die Sprache selbst. Zugleich aber irritiert eine Beschäftigung damit den sprachlichen ‚gesunden Menschenverstand‘ ganz außerordentlich, und viele der altbekannten und selbstverständlichen Vorstellungen darüber, was Sprache ist und wie sie funktioniert, werden dadurch fragwürdig und ungewiß. Das gilt nicht nur für das ‚sichere‘ Sprachwissen der Sprecher- und HörerInnen, sondern durchaus auch für Sprach-Konzepte der professionellen Linguistik. Der „Sprachforscher, Herr L.“ in der kleinen Geschichte, die diesem Aufsatz vorangeht, hat bereits – wenn auch nur im Alptraum – eine beunruhigende Begegnung mit dem Problem, das auf den folgenden Seiten näher untersucht werden soll.

Vielleicht sind Sie als Leserin oder Leser der Geschichte durch den Text bereits ganz ähnlich verunsichert worden. Mancher mag sich bei einem solchen Beispiel u. U. ans Kabarett und an Karl Valentin erinnert fühlen. Man sollte sich aber davor hüten, die Probleme, die sprachlicher Non-Sense dieser Art wissenschaftlich aufwerfen kann, zu unterschätzen. Die Komik ist ein Vexierspiegel der konventionalen Ordnungen des sozialen Lebens und seiner Verbindlichkeiten. Oft wird erst im Non-Sense und im komischen Bruch der Normalerwartungen die Obligation des *Common sense* bewußt. Auch die in diesem Heft abgedruckte Illustration einer ‚Roman-Phrase‘ aus den ‚Fliegenden Blättern‘ (s. S. 8) zeigt dies deutlich. Solcher Normbrüche bedienen sich der Witz, das Kabarett und etwa auch die Werbung professionell. Als Normabweichungen werden sie auch im Erst- und Zweitspracherwerb beobachtet und geben in diesem Forschungs-Kontext Hinweise auf die Schwierigkeiten bei dem Erwerb eines ‚natürlichen‘ sprachlichen Könnens.²⁾ Das damit angesprochene Phänomenspektrum ist hervorragend geeignet, ein Schlaglicht auf eine besondere und eigenständige Ebene der Sprachkenntnis zu werfen, die in ihrer theoretischen und kommunikationspraktischen Bedeutung lange weitgehend unerkannt geblieben ist. Ich möchte sie ‚*Common-sense-Kompetenz*‘ nennen. Auf die

(1) Der Aufsatz referiert einige Thesen einer umfassenderen Untersuchung zu dem Problembereich. Die Ergebnisse werden in zwei eigenständigen Publikationen (Feilke 1994, im Druck) und (Feilke, i. V.) vorgestellt.

(2) Vgl. Vihman 1982; Pawley/Syder 1983; Hickey 1993.



„Der Graf warf stolz den Kopf in die Luft und schritt dem nahen Schlosse zu.“

Gründe dafür komme ich noch zu sprechen. Für die Kommunikationsforschung und für die Sprachtheorie ist es ein lohnendes Projekt, den angesprochenen Irritationen und ihren Ursachen auf den Grund zu gehen. Sie stößt dabei auf die begrifflichen Konturen der ‚sozialen Gestalt‘ des Sprachkönnens. In ihr spiegeln sich die sprachbildenden, semantisch und pragmatisch konstruktiven Leistungen der HörerInnen und SprecherInnen, wie sie aus dem Meinen und Verstehen hervorgehen.³⁾

2. Common sense

Zunächst: Was ist Common sense? Unter dem Common sense – im Französischen heißt er ‚bon sens‘, und im Deutschen spricht man vom ‚gesunden Menschenverstand‘ – versteht das Oxford Advanced Learner’s Dictionary (Hornby 1988) einen „practical good sense, gained by experience of life, not by special study“. Der ‚Common sense‘ – er hat übrigens auch in der Philosophie eine eigene Karriere gemacht⁴⁾ – ist also ein Urteilsvermögen, das im Unterschied zur analytisch reflexiven, wissenschaftlichen Erkenntnis aus der alltäglichen Erfahrung erwachsen ist. Er ist ein praktischer, bewährter Sinn, gewissermaßen das ‚knowing how‘ (Ryle) unseres Alltags. Weil er uns also durch Erfahrung zugewachsen ist und wir ihn nicht eigens reflexiv oder experimentell ermitteln müssen, erlaubt er uns ein ‚fraglos‘ sicheres und unserer Umwelt angepaßtes Handeln. Daß man nicht auf den Händen durch die Fußgängerzone läuft, daß man am Abend zur Begrüßung nicht ‚Guten Morgen!‘ sagt und daß man auf eine Frage normalerweise nicht mit einer Gegenfrage antwortet, das wissen wir sicher. Wer nach den Gründen für die Ablehnung solcher Verhaltensweisen zu fragen wagt, bekommt schnell eine Antwort: ‚Das ist doch Schwachsinn!‘, ‚Das gehört sich nicht!‘, ‚Das ist unnatürlich!‘ oder ‚Das sagt einem doch schon der gesunde Menschenverstand!‘. Darin wird ein sehr wichtiges Merkmal jeder Art von ‚Common sense‘ deutlich: Er ist *sozial normativ*, d. h. verbindlich für alle, die

(3) In diesem Sinn vergleicht Gregory Bateson am Ende seines bekannten Metalogs über die Frage ‚Warum fuchteln die Franzosen?‘ die Kommunikation mit dem Tanz. Analog werden hier die SprecherInnen „Tänzern, die ihre Musik selbst machen“ vergleichbar (vgl. Bateson 1972/1992: 44).

(4) Auf die Geschichte des ‚Common-sense-Konzeptes‘ und seine Entwicklung in der Philosophie und Erkenntnistheorie vom 18. Jh. bis in die jüngere epistemologische Diskussion gehe ich im ersten Kapitel einer Untersuchung zur ‚Common-sense-Kompetenz‘ (Feilke 1994, im Druck) ausführlicher ein. Zur historischen Konstellation der Entstehung des Konzeptes vgl. auch die Arbeit von Erich Lobkowitz (1986). Auf diese wichtige Diskussion möchte ich hier jedoch nicht eingehen.

zu einem bestimmten sozialen System dazugehören. ‚Common‘, das bedeutet, daß das dem Common sense entsprechende, scheinbar natürliche Verhalten, immer auch ein *sozial geprägtes* Verhalten ist. Die ‚anderen‘ können *an meiner Verhaltensweise* erkennen, ob ich ‚normal‘ und ob ich ‚einer von ihnen‘ bin. Ich wiederum kann durch bestimmte Verhaltensweisen zu erkennen geben, daß ich dazugehöre.

Ein weiteres wichtiges Merkmal des Common sense hängt eng damit zusammen: Er ist immer *selektiv*, d. h. seine soziale Prägung besteht vor allem darin, daß andere Möglichkeiten des Verhaltens,⁵⁾ die prinzipiell auch gegeben wären(!), *ausgeschlossen* sind.⁶⁾ Sehr gut kann man dies bereits an Konventionen der Körperkommunikation beobachten: In Indien z. B. ist die Körperdistanz, die zwischen zwei miteinander Sprechenden einzuhalten ist, wesentlich geringer als in Europa. Sie liegt dort bei etwa 20 – 40 cm, während sie in Europa etwa 40 cm bis zu einem Meter betragen kann. Von den äußeren Randbedingungen her sind für die Verständigung sehr verschiedene Körperdistanzen *möglich*, aber für bestimmte Kommunikationsgemeinschaften sind nur bestimmte Körperdistanzen normal. Wichtig ist also, daß es einen *Spielraum* gibt, in dem das *normale* Verhalten eine sozial obligatorische *Präferenz* darstellt. Diese sozial strukturierte Präferenz, die spezifisch kulturelle Prägung des Verhaltens, muß vom Individuum *erlernt* werden. Das Zusammenwirken von Spielraum und Präferenz bedeutet für das dem Common sense entsprechende Können: Es erwächst erst aus der Praxis; die Common-sense-Kompetenz *folgt* dem Gebrauch! Sie ist die Folge einer *möglichen* und im sozialen Handeln *bestätigten* Selektion. Das normale Verhalten zeichnet sich also dadurch aus, daß es sich an Präferenzen orientiert, daß es einer *Verhaltenstypik* entspricht. Es ist nun theoretisch sehr wichtig, daß sich aus diesen Gründen das sozial sinnvolle Verhalten – wenn man den Common sense außer acht läßt – nicht vorhersagen läßt. Dies gilt sprachlich für das Meinen *und* das Verstehen, also für die Produktion wie für die Rezeption von Äußerungen gleichermaßen.⁷⁾ Anders formuliert: Außerhalb der sozial konstituierten Präferenzen ist das mögliche Verhalten mit hoher Wahrscheinlichkeit entweder sinnlos, mißverständlich, peinlich oder – im besten Falle – komisch. Es ist nicht auf Randbedingungen, die außerhalb der Typik liegen, reduzierbar. Besonders deutlich wird dies dort, wo verschiedene Typiken in Konflikt miteinander geraten, z. B. bei der interkulturellen Kommunikation.⁸⁾ Selbst der, der es gut meint, der freundlich sein möchte und direkt und aufrichtig sagt, was er sagen möchte, kommt auf diesem Wege nicht automatisch zum richtigen Verhalten. Erscheinungen wie etwa das bekannte ‚Lübke-Englisch‘ (‚equal goes it loose‘) zeigen hier nur die ‚komische‘ Spitze eines für die Verständigung äußerst folgenreichen Aspekts des sprachli-

(5) In der systemtheoretischen Diskussion ist dafür der Begriff der ‚Kontingenz‘ geprägt worden.

(6) Wiegand (1986: 88) betont die normativen Folgen einer solchen Selektivität. Er schreibt: „Wenn einer Normen folgt, schränkt er sein Können ein.“ Man kann m. E. noch weiter gehen und formulieren: Aus der Beobachterperspektive kann ein Subjekt erst etwas, wenn es überhaupt in der Lage ist, Normen zu folgen, d. h., sich zumindest partiell konkordant zu verhalten. Ob es damit auch tatsächlich auch sein Können einschränkt, hängt davon ab, ob es über entsprechende Möglichkeiten überhaupt verfügt (wohlgemerkt, nicht davon, ob es sie kennt!). Eckart Scheerer schlägt vor, zu bedenken, ob nicht die ‚Verfügbarkeit‘ von Möglichkeiten (z. B. der propositionalen Strukturierbarkeit des Ausdrucks) erst als Resultat einer soziokulturellen Erzeugung von Ausdrucksspielräumen entsteht, wie sie die sprachliche Reflexivität von Schriftkulturen – der Möglichkeit nach – eröffnet habe. Er spricht von einem „Auftauen“ aus idiomatischer Sprache“ (Scheerer 1993: 18).

(7) Dabei ist es wichtig zu sehen, daß sozio- und ontogenetisch die Typik der Produktion *eine* Folge der typisierten und konventionalisierten Verstehenspräferenzen ist.

(8) Vgl. hierzu etwa die Einleitung zu Rehbein (Hg.) (1985).

chen Könnens. Die Interpretation der folgenden, von Bartsch (1987) berichteten türkisch-deutschen Kommunikations-Szene kann dies vielleicht verdeutlichen:

„Als ich in das Zimmer trat, nahm mein Freund schnell die Füße vom Schreibtisch. Ich reagierte auf diese Situation, indem ich entschuldigend sagte: *Size rahatsik etmek istemem* [Ich will Sie nicht stören], worauf er mir erklärte, er habe Probleme mit seinen Beinen. Darauf entstand ein Moment des Schweigens, bis ich mein Anliegen vorbrachte. Später ging mir diese Situation noch einmal durch den Kopf. Irgend etwas hatte an ihr nicht gestimmt, wobei mir besonders besagter Moment des Schweigens mißfiel. Was war passiert? Ich hatte vergessen, ein in der Türkei für die kommunikative Situation obligatorisches *Geçmiş olsun!* [Es möge vergangen sein!] zu wünschen. Das wurde mir später auch von Türken bestätigt, denen ich diesen Fall beschrieb: Ein Freund hatte mir sein Leid geklagt, und ich hatte darauf nicht in der erforderlichen Weise reagiert, ein Verhalten, das allerdings nicht untypisch ist für einen Ausländer“ (Bartsch 1987: 215).

Typisch bzw. wahrscheinlich ist also für einen Ausländer gerade, daß er die Common-sense-Typik des Verhaltens verfehlt.⁹⁾ Bartsch berichtet, daß auch deutsche zweisprachige Wörterbücher die spezifische Prägung von *Geçmiş olsun!* nicht erfassen, wenn sie als Übersetzung ‚Gute Besserung‘ anbieten. Denn *Geçmiş olsun!* kann man im Türkischen auch sagen, wenn man etwa mit jemandem beim Autounfall zusammengestoßen ist, im Deutschen jedoch ‚Gute Besserung!‘ *nur* in einem Kontext des Sprechens über Krankheiten. Bartsch resümiert, das türkische *Geçmiş olsun!* werde also „weitläufiger verwendet“ als der ‚entsprechende‘ deutsche Ausdruck, eine Feststellung allerdings, die dem Lernenden nicht viel weiterhelfe. „Er weiß nämlich noch nicht, *wie weitläufig* es verwendet werden kann“ (Bartsch a. a. O.). Darin zeigt sich *semantisch* das Verhältnis von Spielraum und Präferenz. Das Kennen des *typischen Ausdrucks* eröffnet die soziale Chance zum Verstehen; ob das entsprechende *Ausdrucks-Verhalten* semantisch als ein sinnvolles Handeln erkennbar wird, hängt entscheidend außerdem von dem *typischen Gebrauch* bzw. der *typischen Interpretation* des Ausdrucks ab. Ausdruckstypik und Gebrauchstypik konstituieren (uno actu) die Verhaltenstypik und ermöglichen damit sozial sinnvolles Handeln.

Die Verhaltenstypik ist also ein primäres Faktum der sozialen Realität:¹⁰⁾ Sie entscheidet wesentlich darüber, ob und wie Beziehungen zustande kommen und erhalten bleiben. Sie ist ausschlaggebend dafür, ob sich SprecherInnen und HörerInnen verstehen oder nicht. Für das Funktionieren eines sozialen Systems hat sie damit allergrößtes Gewicht. Dies gilt nicht nur für hochgradig ritualisierte Handlungsmuster, wie sie das obige Beispiel anführt. Die Einsicht hat vielmehr weiterreichende Konsequenzen für die Beschreibung des sprachlichen Könnens insgesamt. Der dadurch umschriebene Bereich sprachlicher Kompetenzen betrifft unter pragmatischem Gesichtspunkt durchaus den Kernbereich sprachlichen Wissens und umfaßt damit weit mehr strukturelle Phänomene, als selbst großzügige linguistische Stilbegriffe (vgl. z. B. Fix 1992) modellieren und beschreiben können.¹¹⁾ Darauf soll im folgenden näher eingegangen werden.

(9) Selbstverständlich gilt das hier Gesagte auch für das Verhältnis verschiedener Sprachkulturen innerhalb derselben Einzelsprache zueinander.

(10) Vgl. hierzu etwa die Ausführungen zur Institutionalisierung von Verhaltensweisen als Formen des Handelns im Prozeß wechselseitiger Typisierung bei Berger/Luckmann (1966/1980: 58).

(11) Im Sinne einer den Stilbegriff überschreitenden Perspektive auf die ‚soziale Gestalt‘ der linguistischen Kompetenz hat etwa Gerd Antos in seiner Skizze einer ‚Linguistik der Textproduktion‘ angeregt, eine „Gestaltlinguistik“ zu postulieren, „(...) die sich mit den Bedingungen für die Gestaltung eines ‚guten‘ Textes beschäftigt“ (Antos 1989: 13). Ein Ordnungsvorschlag für Strukturen, die dazu vor allem auch *unterhalb* der Textebene wichtige Beiträge leisten, wird in Feilke (i. V.) begründet.

2. Sprachlicher Common sense

2.1 Kommunikationstheoretische Aspekte

In der soziologischen Theorie sozialer Systeme, wie sie von dem Bielefelder Soziologen Niklas Luhmann vertreten wird (Luhmann 1985), spielen Kommunikation und Sprache eine wichtige Rolle. Die wichtigste Funktion von Kommunikation ist für Luhmann, daß sie eine soziale Situation wechselseitiger Wahrnehmung strukturiert. Wer etwas sagt, grenzt durch das Thema die kommunikativen Anschlußmöglichkeiten der anderen Anwesenden bereits ein. Im systemtheoretischen Sinn entsteht damit bereits eine soziale Struktur, denn Struktur besteht „(...) was immer sie sonst sein mag, in der Einschränkung der im System zugelassenen Relationen“ (ebd. 384). Zugleich jedoch wird eine einfache Situation wechselseitiger Wahrnehmung durch Kommunikation zwar sozial strukturiert, aber auch dann bleibt sie äußerst labil: Kommunikative Beiträge müssen den Möglichkeiten des Systems *zeitlich, sachlich und sozial* angepaßt sein. Wer in einer Diskussion lange Vorträge hält, überfordert leicht den Zeitrhythmus des Systems; eine Wegbeschreibung sollte unter dem Sachaspekt nicht versuchen, den Stadtplan zu ersetzen, und der freundlichen Frage nach der allgemeinen Befindlichkeit ‚Wie geht’s?‘ wird man i. d. Regel nicht mit der sozial destruktiven Gegenfrage begegnen: ‚Was interessiert Dich das denn?‘ Wo dies doch geschieht, kommt es schnell zum Ende der Kommunikation, und das durch Sprecher und Hörer konstituierte soziale System bricht zusammen. Deshalb sind soziale Systeme für ihr Fortbestehen auf kontinuierliche Strukturen für die Kommunikation angewiesen, die *unabhängig* von den jeweiligen situativen Bedingungen für das Gelingen der Kommunikation funktionieren. Eine solche kontinuierliche Strukturebene stellen z. B. die Themen dar, über die man sprechen kann, und bestimmte Themen scheinen geradezu dafür vorgesehen zu sein: z. B. das Wetter, die Privatangelegenheiten anderer oder die eigene Befindlichkeit. Sprachlich jedoch ist das Wichtigste für die Kommunikation, daß die *Beiträge* der Teilnehmer als Beiträge zu einem bestimmten Thema oder bestimmten Problem *erkennbar*(!) sind, welches in der Kommunikationsgeschichte des sozialen Systems hervorgebracht worden ist. Wiedererkennbare Beiträge schaffen für das soziale System eine „geordnete interne Nichtbeliebigkeit“ (ebd. 213), und sie müssen sich – was Luhmann kaum beachtet – sprachlich auch selbst durch ‚geordnete interne Nichtbeliebigkeit‘, durch eine ‚typisierte‘ Struktur auszeichnen. Kommunikativ wichtig ist deshalb vor allem die sprachlich-formale ‚Anschließbarkeit‘ von Beiträgen an die bisherige Kommunikation. Die primäre Anforderung an das sprachliche Können ist, daß die Textproduktion mit ihren Selektionen auf einen bisherigen Gebrauch zurückverweisen kann. Dies gilt selbst für die sprachliche Kreativität. Was auch immer sprachliche Zeichen für die Kommunikation leisten mögen, aus systemtheoretischer Sicht ist vorrangig, daß sie als *Anzeichen* für etablierte Selektionen des Systems dienen können, also auf bisherige Kommunikation zurückverweisen können und so den internen Verweisungszusammenhang organisieren, der das System auch über *Zeitdistanzen* und *kritische Situationen* hinweg zusammenhalten kann.¹²⁾ Deshalb ist die *Ausdrucks-Typik* der

(12) Damit wird für die soziale Bedeutung sprachlicher Ausdrücke die reflexive Bedeutungsdimension, die ‚Konnotation‘ primär (vgl. Maas 1985, 1988). Sie beruht auf ‚Selbstreferenz‘ (vgl. Schmidt 1983). Dieser Bedeutungsbegriff ist komplexer und kommunikationsökologisch leistungsfähiger als rein referenzorientierte und differenzorientierte (strukturalistische) Semantikauffassungen. Zur Diskussion im einzelnen vgl. Feilke (i. V.).

sprachlichen Zeichenhaftigkeit für die Kommunikation so wichtig, wichtiger noch als das, was die Individuen mit ihrem Zeichengebrauch meinen, bezwecken usw. Was jemand im Detail meint oder intendiert, der sagt ‚Ich liebe Dich!‘, das weiß man nicht, und das weiß er – wie Wittgenstein vermutet –¹³⁾ vielleicht sogar selbst nicht. Aber immerhin weckt es doch ein gewisses Vertrauen, daß er *genau dies* sagt und nicht etwa: ‚Dich liebe ich‘, ‚Hiermit liebe ich Dich‘ oder ‚Ich liebe Dich gleich‘ und kann kompetente SprecherInnen deshalb veranlassen, in gleicher Weise anschlussfähig zu sagen: ‚Ich Dich auch!‘.¹⁴⁾ Zumindest für den Beobachter ‚läuft‘ das System, solange die Teilnehmer in dieser Weise verfahren. Er muß dafür jedoch notwendig eine *sprachliche* ‚Common-sense-Kompetenz‘ unterstellen. Auf die Frage, was ‚Anschließbarkeit‘ sprachtechnisch bedeutet, soll im folgenden eingegangen werden.

2.2 ‚Bedeutung‘ und sprachlicher Common sense

Die Geschichte vom Linguisten Herrn L., die diesem Aufsatz vorangestellt ist, kann man auch als ein kleines sprachliches Kompetenz-Experiment auffassen: Ganz offensichtlich wird in diesem Text gegen eine grundlegende Prämisse verstoßen, die man allerdings im normalen Sprachgebrauch ohne Frage beachtet. Bereits auf dem Einband von Erhard Agricolas Wörterbuch zum deutschen Sprachgebrauch ‚Wörter und Wendungen‘¹⁵⁾ ist in fetten Lettern zu lesen:

„Die deutsche Sprache hat mehrere hunderttausend Wörter, die man aber nicht willkürlich zu sinnvollen Wendungen zusammenfügen kann. So heißt es beispielsweise ›*rechtes* Verständnis für etwas haben‹ (nicht *richtiges*) oder ›Lehrgeld *zahlen*‹ (nicht *bezahlen*)“ (Agricola 1988).

Die Geschichte vom Herrn L. nun kann uns zeigen, daß derlei Regelungen zur sprachlichen *Oberfläche* von Ausdrücken für das Verstehen keineswegs eine nur oberflächliche Rolle spielen. So mutet etwa der Bericht über die Morgentoilette des Herrn L. unwirklich und surrealistisch an, obwohl hier – geht man vorurteilslos von den beteiligten Lexemen und ihrer Bedeutung aus – zunächst einmal semantisch nichts gegen Ausdrücke wie ‚die Nase reinigen‘ und ‚die Fingernägel putzen‘ spricht. Anders als bei einer Kollokation wie ‚der Hund miaut‘, die semantisch als irregulär gilt, weil durch ‚miaut‘ das ‚Hund‘-Sein semantisch ‚notwendig‘ ausgeschlossen ist, während etwa ‚bellen‘ das ‚Hund‘-Sein semantisch notwendig impliziert (vgl. etwa Coseriu 1967), gibt es hier semantisch keinen zwingenden Grund für den Ausschluß z. B. der Kollokation ‚die Zähne waschen‘. Gleichwohl wird plötzlich unsicher, worauf der Ausdruck referiert. Die Interpretation des Ausdrucks wird schwankend, das Verstehen *kontingent*. Nicht anders ist es bei dem ‚Steig für die Bürger‘ und dem ‚jungen Jungen‘ und ebenso bei ‚sich in den Mond setzen‘. Zwar können wir die Ausdrücke aufgrund unseres sprachlichen Wissens und unter Rückgriff auf Weltwissen *interpretieren*, aber die konventionelle Strukturierung des *Verstehens* ist dahin.

Dieses Faktum ist sprachtheoretisch ein Problem, denn es ist eine in der Linguistik weit hin unumstrittene Grundannahme, daß die Distribution von äquivalenten Lexemen in

(13) „Wenn man aber sagt: ‚Wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe ja nur seine Zeichen‘, so sage ich: ‚Wie soll er wissen, was er meint, er hat ja auch nur seine Zeichen“ (Wittgenstein 1967: 171, = PU 504).

(14) Einen schönen Aufsatz genau dazu hat Peter Auer geschrieben (Auer 1988).

(15) „Warum heißt es hier z. B. nicht ‚Wendungen und Wörter‘?“, kann man sich fragen. Eine der Präferenzen für die Kombination in sogenannten ‚Paarformeln‘ ist, daß das silbisch kürzere vor dem silbisch längeren Wort stehen soll (vgl. Röss 1980).

äquivalenten Kontexten auch äquivalenten semantischen Regeln folgt bzw. aus diesen erklärbar ist. Dies gewährleistet im Verein mit der grammatischen Struktur von Ausdrücken die semantische Interpretation von verschiedenen Ausdrücken als Paraphrasen. Anders aber als etwa bei ‚Hund‘ und ‚bellen‘ kann offenbar die Selektion der Ausdruckskomponenten in den angesprochenen Fällen nicht von der Referenz her bzw. von einer merkmalsemantisch verstandenen Kombinierbarkeit von Lexemen (Kollokabilität) her *erklärt* werden. Sonst müßte es z. B. möglich sein, statt ‚er sitzt in der Sonne‘ etwa auch zu sagen ‚er sitzt unter der Sonne‘. Dies aber geht nicht, oder, genauer formuliert, es ist zwar *möglich*, entspricht aber nicht der obligatorischen Präferenz. Eine referenzsemantisch verstandene ‚Kollokabilität‘ von Lexemen ist deshalb alleine weder hinreichend, noch ist sie notwendig zur Erklärung der faktischen Kollokationen im Sprechen, weshalb es eben durchaus auch lexematisch *tautologische* (z. B. zu Fuß gehen, das junge Mädchen, der helle Tag), *kontradiktorische* (z. B. die helle Nacht, das alte Mädchen) oder scheinbar *unverträgliche* (z. B. das zähe Leben, das liebe Geld) Kollokationen geben kann. Auch was logisch unlogisch und was wortsemantisch referentiell unverträglich erscheint, kann im Sprechen durchaus sinnvoll sein bzw. *einen Sinn bekommen*. Notwendige Bedingung für die Kommunikation ist allerdings eine ‚Sinnkonstanz‘ der Verwendung (vgl. Hörmann 1976: 208/209).¹⁶⁾

Ein Ausdruck wie ‚ein junges Mädchen‘ oder ‚in der Sonne‘ hat offenbar eine *eigene* semantische Prägung, die die Substituierbarkeit von Komponenten und die Paraphrasierbarkeit des Ausdrucks *konventionell* einschränkt. Selektion und Kombination sind hier zwar vom Gemeinten her *relativ* motiviert, *wesentlich* aber willkürlich und konventionell. Deshalb indizieren viele der Wendungen in der Geschichte vom Herrn L. für kompetente SprecherInnen *vertraute Konzepte* (z. B. ‚schlecht träumen‘, ‚öffentliche Grünfläche‘, ‚sich auf den rechten Weg besinnen‘, ‚schweißgebadet aufwachen‘), während andere keinen Aufbau einer semantischen Ordnung erlauben und fremd wirken. Die in diesem Text immer noch vorhandenen geprägten Ausdrücke und der sehr konventionelle makrostrukturelle Aufbau leiten das Verstehen aber doch noch vergleichsweise sicher und verhindern so, daß der Text alsbarer Unsinn erscheint. Er ist deshalb immer noch ‚anschließbar‘. Ein weiterer, semantisch wichtiger Punkt sei angesprochen. Er betrifft einen für die Kommunikation äußerst wichtigen Aspekt der Common-sense-Kompetenz, auf den traditionelle wort- und satzsemantische Konzeptionen, aber auch handlungsorientierte Ansätze i. d. R. gar nicht stoßen, weil für sie die semantischen Ordnungsleistungen konventioneller *Ausdrücke*, die semasiologisch in aller Regel *zwischen* Wort und Satz liegen, nicht in den Blick kommen. Wörter werden durch den Gebrauch in verschiedenen Bezeichnungszusammenhängen in ihrer Bedeutung notwendig relativ abstrakt.¹⁷⁾ Ein Wort wie ‚wild‘ z. B. kann deshalb in sehr verschiedenen Zusammenhängen gebraucht werden. Diese Zusammenhänge können so unterschiedlich sein, daß dem Wort nur jeweils in einem bestimmten Kontext und vor einem bestimmten Hintergrund eine bestimmte Bedeutung zuweisbar ist. Umgekehrt aber, und das ist nun der entscheidende Punkt, wirkt der situative Kontext durch den textuellen Kontext auf die Bedeutung des Wortes

(16) Über Hörmann hinausgehend, der die Sinnkonstanz am Beispiel der Metapher diskutiert, möchte ich allerdings für das ‚normale‘ Meinen und Verstehen, im Gegensatz zu seiner Zuspitzung des Arguments, die Bedeutung der ‚Verstehenskonstanz‘ gegenüber der Sinnkonstanz hervorheben.

(17) Auf die Wichtigkeit dieser Tatsache und ihre Bedeutung für die Kommunikation geht bereits Philipp Wegener (1885/1991) sehr ausführlich ein.

zurück.¹⁸⁾ Das Wort wird in und mit seinem unmittelbaren textuellen Umfeld von einem, zwei, drei oder mehr weiteren Wörtern durch den Gebrauch semantisch geprägt, was eigentlich heißt: Es wird *ein Ausdruck* geprägt! In diesem Sinne werden die sprachlichen Mittel zur Kommunikation von den SprecherInnen ‚nicht erfunden, sondern entdeckt‘ (vgl. Wegener 1885/1991: 61). Damit aber kehrt sich plötzlich die Sachlage um: Im Unterschied zum Wort erlaubt nun der Ausdruck, weil er aus einem besonderen Kontext des Gebrauchs hervorgegangen ist, plötzlich selbst und wie aus eigener Kraft¹⁹⁾ höchst komplexe *Kontextualisierungsleistungen* (vgl. Gumperz 1982; Auer 1986). *Durch den Ausdruck* erstehen plötzlich vor dem geistigen Auge sehr weitgehend bestimmte Kontexte verschiedener Art. Man kann die Kontextualisierungseffekte der mit ‚wild‘ gebildeten folgenden Ausdrücke selbst testen: z. B. ‚das wilde Denken‘, ‚die wilde Ehe‘, ‚das wilde Kind‘, ‚das wilde Fleisch‘.

Hier werden durch den geprägten Ausdruck jeweils hochspezielle semantische Ordnungsleistungen möglich. Jeder Ausdruck eröffnet gewissermaßen ein ‚Fenster‘, durch das man, von einer Verstehenspräferenz geleitet, auf ein bestimmtes semantisches Schema ‚blickt‘.²⁰⁾ D. h. aber auch: Durch geprägte Ausdrücke können wir Kontexte des Meinens und Verstehens für die Kommunikation *schaffen!*

Es ist nun wichtig, zu sehen, daß wir mit dem Überwechseln auf die Ebene des ‚Ausdrucks‘ zugleich die Beschreibungsebene der ‚wörtlichen‘ Bedeutung verlassen, deshalb aber keineswegs in einen Bereich sogenannter ‚übertragener‘ Bedeutung wechseln.²¹⁾ Vielmehr kommen wir synchron-semasiologisch auf die eigenständige Beschreibungsebene der *Ausdrucks-Bedeutung*. Unter diachronem Gesichtspunkt sind die Ausdrücke zwar ‚wörtlich‘ einmal motiviert gewesen,²²⁾ synchron aber sind sie in ihrer Kontextualisierungsleistung auf ein ‚wörtliches‘ Verstehen nicht angewiesen.²³⁾ Sie bilden eine *Ausdrucks-Gestalt*; diese kann zwar strukturell weiter analysiert werden, aber durch die Analyse erhält man keine Aufklärung über die Bedeutung, sondern sie führt weit eher sogar zu einem Informationsverlust, weshalb man einen Ausdruck wie ‚Ich liebe Dich!‘ eben nicht beliebig erweitern oder umstellen kann. Derlei geprägte Ausdrücke verweisen *indexikalisch* auf ein im Gebrauch etabliertes Schema der Ausdrucksinterpretation. Individuell

(18) In Feilke (1994, im Druck) spreche ich von einer semantischen Reafferenz des Sprachgebrauchs. Für die Kommunikationssemantik ist dieser Rückwirkungsaspekt primär. Sprachtheoretisch berücksichtigt wird dieser Aspekt vor allem im ‚Britischen Kontextualismus‘ Firths (vgl. Firth 1957; Steiner 1983).

(19) Es ist selbstverständlich nur die ‚Kraft des Common sense‘ der Sprecher- und HörerInnen, die dies ermöglicht.

(20) Es ist nicht ungefährlich, diese bei Charles Fillmore oft verwendete vorstellungssemantische Metaphorik zu strapazieren, weil sich einfach für viele Prägungen in diesem Sinne keine ‚Vorstellungen‘ anführen lassen bzw. deren Anführung für das Phänomen zweitrangig ist (z. B. ‚etwas auf sich beziehen‘, ‚etwas gegen jemanden haben‘). Die Rede von ‚Präferenzen‘ des Verstehens und ‚aspektuell-perspektivischer Semantisierung‘ hat deutlich schwächere vorstellungssemantische Konnotationen und wird daher hier vorgezogen.

(21) M. E. muß deutlich gesagt werden, daß die sehr verbreitete Gegenüberstellung von ‚wörtlicher Bedeutung‘ einerseits und ‚übertragener Bedeutung‘ andererseits auf einem Denkfehler beruht, dem eine Kategorienverwechslung zugrunde liegt: Die ‚wörtliche Bedeutung‘ bemüht ein synchron-semasiologisches, die ‚übertragene Bedeutung‘ ein diachron-onomasiologisches Differenzkriterium. Vgl. auch hierzu ausführlicher die Argumentationen in Feilke (1994, im Druck; und i. V.).

(22) Das heißt keineswegs – wie oft unterstellt wird –, daß sie einmal *eine* wörtliche Bedeutung gehabt hätten. Unter dem strukturellen Aspekt wörtlicher Bedeutung sind Ausdrücke vielmehr semantisch kontingent. Im Blick auf das konventionell strukturierte Verstehen sind sie semantisch unterbestimmt.

(23) Vgl. hierzu die Resultate der psycholinguistischen Experimente von Gibbs. Z. B. (Gibbs et al. 1989).

duell ist die *Gebrauchserfahrung* notwendige Voraussetzung für die Aneignung der Interpretationspräferenz für den Ausdruck, der ‚wörtlich‘ immer noch alles Mögliche bedeuten kann. Um z. B. zu verstehen, was es bedeutet, ‚etwas mitgemacht‘ zu haben, muß man die Bedeutung dieses Ausdrucks im Gebrauch selbst erwerben. Das Vokabellernen hilft hier nicht weiter; man muß es ‚mitgemacht‘ haben. In diesem Sinne stellt bereits vor über hundert Jahren der Lehrer und Sprachforscher Philipp Wegener in seinen ‚Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens‘ fest:

„Die Sprache ist Verkehr der Menschen unter einander, und nur die sprachlichen Vorgänge, welche wir als Hörende verstanden haben, können uns beim Sprechen als Sprachmittel dienen“ (Wegener; 1885/1991: 182).

Erst vor diesem Hintergrund wird erklärbar, warum wir als kompetente HörerInnen des Deutschen z. B. in der Lage sind, die drei Ausdrücke ‚*das junge Glück*‘, ‚*ein freudiges Ereignis*‘, ‚*der stolze Vater*‘ erstens jeweils für sich entsprechend einer sozial geprägten Präferenz zu verstehen und sie zweitens überdies auch noch alle drei semantisch demselben(!) Ereignisschema zuzuordnen, obwohl darauf ‚wörtlich‘ nichts hinweist. Unter der Voraussetzung einer ‚Common-sense-Kompetenz‘ ermöglicht die Ausdrucksgestalt dieser Ausdrücke den SprecherInnen und HörerInnen

– unabhängig von textgrammatischen Hilfsmitteln,

– unabhängig von lexikalischen Isotopien, Wiederaufnahmen, Hyper- und Hyponomie-Relationen und vor allem

– unabhängig von einem vorgegebenen situativen Kontext

ein höchst spezifisches Schema zu erzeugen, in dem diese Ausdrücke kohärent sind. Damit bildet die linguistische Ebene der sprachlichen Ausdrucksgestalten als ‚*Ordnung der sprachlichen Typik*‘ für das Meinen und Verstehen gewissermaßen eine ‚Schaltzentrale‘, die zwischen dem hochstrukturierten Systemaspekt der Sprache einerseits und den je individuellen Bedingungen der Textproduktion und des Sprechens andererseits vermittelt. Diese wichtige Ebene des sprachlichen Könnens geht kontinuierlich aus einem Prozeß hervor, den ich ‚*Idiomatische Prägung*‘ nennen möchte. Er kann wie folgt näher umschrieben werden:

Der Prozeß der idiomatischen Prägung vollzieht sich als eine Konventionalisierung der Assoziation von *im Sprechen und Hören (Meinen und Verstehen) erbrachten Konzentualisierungsleistungen* mit sprachlichen Ausdrücken bzw. Ausdrucksweisen. Er resultiert inhaltsseitig in der Fixierung einer idiomatischen Interpretation und ausdrucksseitig in einer konventionalisierten und im idiomatischen Sprachwissen mehr oder weniger stark fixierten Distribution. Pragmatisch werden dadurch Ressourcen des Vorverständigtseins für die Kommunikation geschaffen und gesichert.

3. Zeichentheoretische Folgerungen

Die Analyse des semantischen Funktionierens der geprägten Ausdrucksgestalten hat weitreichende Konsequenzen auch für das Verständnis sprachlicher Zeichenhaftigkeit. Sowohl auf der Ausdruckseite sprachlicher Zeichen als auch inhaltsseitig finden wir das für den Common sense grundlegende Faktum des Zusammenwirkens von Spielraum und Präferenz.²⁴⁾ Das besondere semantische Potential der geprägten Ausdrücke geht darauf

(24) Systemtheoretisch gesprochen: Kontingenz und emergente Selektion.

zurück, daß erstens die idiomatische Prägung die Kontingenz des grammatisch und semantisch möglichen Zeichenausdrucks durch eine Ausdruckstypik ersetzt, und daß zweitens der typisierte Ausdruck indexikalisch auf ein semantisches Schema verweist, das zugleich *perspektivisch* gefaßt wird. So verweist etwa der von Herrn L. geäußerte Ausdruck ‚Das kann doch jedem passieren!‘ auf das Situationsschema einer Entschuldigung – und insofern verwendet ihn Herr L. durchaus adäquat –; zugleich aber ist er semantisch geprägt im Blick auf das Handlungsschema einer Entlastung des Verursachers durch einen anderen Beteiligten. Genau diesen perspektivischen Aspekt verfehlt Herr L. durch seinen Gebrauch, und er wird deshalb von der resoluten Dame entsprechend zur Rechenschaft gezogen. Der Ausdruck kontextualisiert im semiotischen Sinne ‚Pars pro toto‘ einen spezifischen Bezeichnungs- oder Handlungsaspekt. Dies gilt auch für einen Ausdruck wie ‚sonnige Lage‘, der ‚Pars pro toto‘ auf ein Liegenschafts-Schema verweist und deshalb nicht auf Körper und andere bewegliche Gegenstände bezogen werden kann. Bezogen auf die Inhalts- und Ausdrucksebene des Zeicheninventars geht damit die Kontextualisierungsleistung idiomatisch geprägter Ausdrücke auf eine doppelte Selektivität bzw. eine doppelte Differenz zurück. Daraus resultiert die folgende zeichentheoretische These: An die Stelle der einfachen semiotischen Formel ‚aliquid stat pro aliquo‘ tritt eine doppelte Differenz: auf der Ausdrucksebene oder performativen Ebene die Differenz von ‚möglich‘ vs. ‚typisch/konventionell‘ und auf der semantischen Ebene die Differenz von ‚pars‘ und ‚totum‘ oder Figur und Hintergrund der Kommunikation!

Nach dieser Bestimmung spielt zwar die konventionelle Zuordnung eines Zeichenausdrucks zu einer ‚einfachen‘ Zeichenbedeutung eine wichtige Rolle – wie im primär auf das Wortzeichen bezogenen bilateralen Modell Saussures. Aber diese Relation verliert ihre theoretische Prominenz, und zwar aus zwei Gründen, die deutlich geworden sein sollten:

1. Der Aufbau von Ordnung auf der Ebene des Zeichenausdrucks ergibt sich durch den konventionalisierten Ausschluß anderer *Möglichkeiten*, die aber prinzipiell auch gegeben wären. Es ist unzureichend, den Ausdruck als konventionell und arbiträr im Verhältnis zum Bezeichneten zu bestimmen, denn erst die Differenz von möglichem Ausdruck und konventioneller Selektion der Ausdruckskomponenten auf der syntagmatischen Achse weist dem Ausdruck einen Gebrauchswert zu. Dies führt jedoch keineswegs dazu, daß ein solcher Ausdruck deshalb ungrammatisch wird. Grammatikalität und ‚idiomatische Prägung‘ schließen sich nicht aus.

2. Der beschriebenen Differenz auf der Ausdrucksebene entspricht eine ähnliche auf der semantischen Ebene. Hier wirkt in gleicher Weise das Verhältnis von Kontingenz und Selektion strukturbildend. Es ist ein Gemeinplatz, daß nahezu jede Äußerung *auch anders* interpretiert werden kann. Anders ausgedrückt: Die Intension eines Ausdrucks legt die Extension der Verwendung nicht fest. Jedoch gibt es Common-sense-Interpretationen im Blick auf typische Verwendungen. Dies zeigt, daß konventionelle Ausdrücke pragmatisch selektiv und konventionell auf typische Hintergründe bezogen werden. Es gehört zur Kompetenz der SprecherInnen und HörerInnen, dies tun zu können.²⁵⁾

Diese beiden Strukturebenen der Common-sense-Kompetenz weisen eine gewisse Verwandtschaft zu zwei Grundformen sprachlicher idiomatischer Ausdrücke auf, die in der Idiomatik auch als ‚idioms of encoding‘ und ‚idioms of decoding‘ (Makkai) bezeichnet

worden sind. ‚Idioms of encoding‘ sind solche, die zwar vor einem bestimmten kontextuellen Gebrauchshintergrund *verstanden* werden können, die aber für die *Produktion* Probleme aufwerfen, weil konventionelle Präferenzen für die Selektion und Kombination bestehen (z. B. ‚zu Fuß gehen‘ statt ‚mit den Füßen gehen‘). Demgegenüber sind ‚idioms of decoding‘ solche Ausdrücke, die zusätzlich auch noch für das Verstehen besondere Probleme aufwerfen können, weil sie auch vor einem bestimmten Hintergrund nicht ohne weiteres verstehbar sind, da sie semantisch synchron kaum motivierbar sind (z. B. ‚außer Rand und Band geraten‘). Die Analyse der Common-sense-Kompetenz verdeutlicht, daß die grundlegenden Zusammenhänge des Entstehens solcher Ausdrücke weit über den Bereich der Idiomatik und Phraseologie im traditionellen Sinne hinausreichen und das gesamte ‚natürliche‘ sprachliche Können betreffen.

4. Das Spektrum der Common-sense-Kompetenz: Pattern, Konzepte und Handlungen

Wie die bisher diskutierten Beispiele gezeigt haben, beruht das Prinzip idiomatischer Prägung darauf, daß Ausdruckseinheiten, die von ihren paradigmatischen Eigenschaften her im Prinzip relativ frei kombinierbar sind, auf der syntagmatischen Achse als gestalthafte Ausdruckseinheiten geprägt werden. Betrachtet man nun die verschiedenen Ebenen der Sprachstruktur, so kann man feststellen, daß sich dieses Grundprinzip auf allen diesen Ebenen wiederholt. So entsprechen der paradigmatisch bestimmten Ebene der *Phoneme* syntagmatisch die sogenannten *phonotaktischen Cluster*, also Lautkombinationsmuster, die für jede Sprache charakteristisch sind (vgl. Augst 1986). Den Satz ‚The ventious crapets pouted raditally‘ erkennt man – trotz seiner Unsinnigkeit – unter anderem deshalb sofort als englischen Satz, weil er für das Englische spezifische phonotaktische Cluster aufweist, ebenso wie es bei ‚Les crapets ventieux pontaient raditalemment‘ für das Französische gilt. Auf der Ebene der kleinsten bedeutungstragenden Einheiten, der Morpheme, die jeweils paradigmatisch bestimmt sind, finden sich als syntagmatische ‚Gestalten‘ z. B. die usuellen Komposita oder Derivativa (vgl. Coulmas 1985a; Pawley 1986). Ein Wort wie ‚Straßenhändler‘ ist für kompetente SprecherInnen bereits ein geprägter Ausdruck: Sie wissen ‚selbstverständlich‘, daß damit nicht auf jemanden referiert wird, der *mit* Straßen handelt. Geht man weiter zur Ebene syntaktischer Phrasen, so finden wir als geprägte Ausdrücke lexikalische Kollokationen i. w. S., also neben einer großen Zahl *nicht* i. e. S. idiomatischer polylexikaler Ausdrücke (vgl. Rothkegel 1989) auch zahlreiche Idiome, Phraseologismen und feste Redewendungen. Ganze Sätze oder Phrasen können als abstrakte ‚Satzpattern‘ (vgl. Lakoff 1987: 462 ff.; Fillmore et al. 1988), aber auch als Äußerungen bzw. ‚Routineformeln‘ in dieser Weise geprägt sein (vgl. Coulmas 1981; 1985b). Das Beispiel ‚Ich liebe Dich‘ ist bereits mehrfach zitiert worden, und auch ein Satz wie ‚Die Welt ist klein‘ hat eine spezifische idiomatische Prägung, die im Normalfall verhindert, daß die kompetenten SprecherInnen den Satz so gebrauchen, wie es die resolute Dame am Ende der Geschichte vom Herrn L. tut. Auf diese Art und Weise wird das sprachliche *Verhalten* erst als sozial sinnvolle *Handlung* erkennbar. Schließlich wiederholt sich die gleiche Problematik auch auf der Ebene ganzer Texte. Auch Texte können geprägt sein und als ganzheitliche Textmuster dem Sprachgebrauch zur Verfügung stehen. So sind z. B. die typischen makrostrukturellen und sprachlichen Merkmale der Textsorte Witz, wie wir sie ganz selbstverständlich kennen, Resultat eines Prägungsprozesses, der in der Geschichte unserer Kommunikationsgemeinschaft gerade ein-

(25) Dies ist auch der Ansatz der sogenannten ‚Scenes-and-frames‘-Semantik von Charles Fillmore.

mal 200 Jahre andauert. Vorher gab es keine Witze in unserem Sinne, und hätte man vor 200 Jahren jemanden gefragt: „Kennst Du schon den?“, so hätte man damit im besten Falle ein erstauntes und fragendes Achselzucken erreicht.²⁶⁾

Diese wenigen Beispiele zeigen, daß es offenbar für die Sprachbeherrschung im gleichen Maße wichtig ist, z. B. die kombinatorischen Regeln einer Sprache zu beherrschen, um „neue“ Ausdrücke bilden zu können, wie es wichtig ist, die in einer Kommunikationsgemeinschaft ausgebildeten ausdrucksseitigen und semantischen Präferenzen für die Sprachproduktion und das Sprachverstehen zu kennen. Die sprachliche Kreativität, die seit nun fast 40 Jahren in der Linguistik ein so prominenter Forschungsgegenstand ist, erstreckt sich nicht nur auf unsere pragmatisch und semantisch weitgehend unqualifizierte generative Kompetenz (vgl. Scheerer 1993: 10 ff.). Sie erstreckt sich im gleichen Maße auch auf die Fähigkeit, sozial anschließbare Ausdrücke zu prägen und die in der Kommunikation erreichte Koorientierung der Akteure sprachlich wieder ansprechen zu können.

Betrachtet man in diesem Sinne die entwickelte Sprache, wie sie bis zu einem gegebenen Zeitpunkt von einer Sprachgemeinschaft hervorgebracht worden ist, unter dem Gesichtspunkt der Lernbarkeit, so ist festzustellen: Ein Individuum muß weit über die frühen Jahre des sogenannten ‚Spracherwerbs‘ hinaus kommunizieren und *mitlernen*, wenn es die durch das einzelsprachliche Prägungsspektrum *konventionell* eröffneten Chancen zur Koorientierung im Meinen und Verstehen nutzen will. Dazu kommt, daß diese für die Kommunikation zentrale Strukturebene sprachlichen Wissens in vielen Teilbereichen (z. B. Kollokationen, Routineformeln) einer vergleichsweise hohen Dynamik unterliegt (vgl. Keller 1990). Kommunikative Relevanz und Lernbarkeit der Common-sense-Kompetenz verhalten sich insofern umgekehrt proportional zueinander. In diesem Sinne möchte ich abschließend Georg Christoph Lichtenberg zitieren, der im folgenden Aphorismus zumindest eine sehr wichtige Quintessenz der vorangegangenen Argumentation zur Common-sense-Kompetenz zusammenfaßt, wenn er schreibt:

„Je mehr man in einer Sprache durch Vernunft unterscheiden lernt, desto schwerer wird einem das Sprechen derselben. Im Fertigsprechen ist viel Instinktmäßiges, durch Vernunft läßt es sich nicht erreichen“ (Lichtenberg, Heft D, 410).

Nichtsdestoweniger ist der von Lichtenberg offenbar hier gemeinte Bereich einer Common-sense-Kompetenz auch der theoretischen Vernunft wissenschaftlicher Begriffsbildung, methodischer Reflexion und empirischer Untersuchung durchaus zugänglich. Für einen Begriff linguistischer Kompetenz, der dem „natürlichen“ sprachlichen Können der SprecherInnen angemessen sein will, ist eine entsprechende theoretische und praktische wissenschaftliche Anstrengung m. E. unverzichtbar.

5. Schlußthesen

In den folgenden neun Thesen sollen einige der wichtigsten Aussagen zur Common-sense-Kompetenz abschließend noch einmal knapp formuliert werden.

1. Die Common-sense-Kompetenz stammt aus der Kommunikation und wird in der Kommunikation ständig erneuert und ausgebaut.

(26) Vgl. Neumann (1986).

2. Die in der Kommunikation erzeugte Selektivität resultiert in einer Strukturierung des sprachlichen Könnens, die auf Präferenzen für das Verstehen und die Produktion von Ausdrücken aufbaut.

3. Die Kompetenz der SprecherInnen einer Sprache erstreckt sich nicht nur auf die Differenz ‚möglich vs. nicht möglich‘, sondern auch auf die ‚Differenz zwischen verschiedenen Möglichkeiten‘ in einer Sprache, wobei Differenzen pragmatisch als Präferenzen für Kontexte des Meinens und Verstehens strukturiert sind.

4. Die ausdrucksseitige ‚Gestalt‘qualität sprachlicher Ausdrücke ist die ‚Schnittstelle‘, die Kommunikation und kognitive Prozesse miteinander verbindet. Dies wird ermöglicht durch das ‚Pars-pro-toto‘-Prinzip der ‚idiomatischen Prägung‘. Dies zwingt zur Kritik repräsentationistischer Semantikauffassungen und des Konzepts der ‚wörtlichen Bedeutung‘.

5. Das der Common-sense-Kompetenz entsprechende sprachliche Können muß in Lernprozessen angeeignet werden. Der übliche Lerntyp ist die nichtinstruierte Aneignung i. S. einer Akkommodation von Hypothesen zum Gebrauch bzw. zur Konstruktion von Ausdrücken.²⁷⁾

6. Das der Common-sense-Kompetenz entsprechende sprachliche Können ermöglicht eine gleichsinnig koorientierte sprachliche *Erzeugung genuin kommunikativer (kultureller) Kontexte* der Verständigung. Die Common-sense-Kompetenz ist eine Kontextualisierungskompetenz.

7. Sie manifestiert sich in der Verfügbarkeit strukturell komplexer Ausdruckseinheiten auf den verschiedenen Ebenen sprachlicher Struktur (phonotaktische Cluster, usuelle Komposita, geprägte Syntagmen, syntaktische Pattern, Routineformeln, Text-Pattern).

8. Das der Common-sense-Kompetenz entsprechende sprachliche Können steht als habituelles Wissen zwischen dem Systemaspekt der Sprache einerseits und der sprachlich-kommunikativen Praxis andererseits. Es ist nicht kategorial-systemisch strukturiert, gleichwohl aber pragmatisch geordnet.

9. Die Common-sense-Kompetenz stellt die in der Linguistik etablierte Arbeitsteilung zwischen Grammatik und Pragmatik in Frage und zwingt zu einer Besinnung der Theorie auf die *sprachbildenden* Leistungen der SprecherInnen. Sie hat insofern neben der kommunikations- und sprachtheoretischen auch eine wichtige sprachdidaktische Dimension.

Literatur

- Agricola, E. (Hg.) (1988): Wörter und Wendungen. Wörterbuch zum deutschen Sprachgebrauch. Hrsg. v. E. Agricola unter Mitw. von Herbert Görner u. Ruth Küfner. Unv. 13. Aufl. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Antos, G. (1989): Textproduktion: Ein einleitender Überblick. In: ders./Kriings, H. P. (Hg.): Textproduktion. Ein interdisziplinärer Forschungsüberblick. Tübingen: Niemeyer, 5 – 58.
- Auer, P. (1986): Kontextualisierung. In: Studium Linguistik 19, 22 – 48.
- Auer, P. (1988): Liebeserklärungen. Über die Möglichkeiten, einen unmöglichen sprachlichen Handlungstyp zu realisieren. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 1/1988, 11 – 31.
- Augst, G. (1986): Zur Struktur komplexer Wörter. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 14/3, 309 – 320.

(27) Den akkommodativen Charakter der Aneignung des sprachlichen Könnens betont Philipp Wegener, wenn er mit Blick auf die sprachlichen Kommunikationsmittel formuliert: „Mittel aber wird Alles das, dessen Wirksamkeit wir an uns erfahren haben und eben nur das; Mittel werden nicht erfunden, sondern entdeckt“ (Wegener 1885/1991: 71; Herv., H. F.).

Bartsch, R. (1987): Kulturspezifische Aspekte des Fremdsprachenerwerbs am Beispiel der expressiven Sprechakte im Türkischen. In: *Info Daf* 3, 215 – 217.

Bateson, G. (1972/1992): Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische und epistemologische Perspektiven. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw).

Berger, P. L./Luckmann, Th. (1966/1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer.

Coulmas, F. (1981): Routine im Gespräch. Zur pragmatischen Fundierung der Idiomatik. Wiesbaden: Athenäum.

Coulmas, F. (1985a): Lexikalisierung von Syntagmen. In: *Handbuch der Lexikologie*. Hrsg. v. Schwarze, C. und Wunderlich, D., Königsstein/Ts.: 250 – 268.

Coulmas, F. (1985b): Diskursive Routine im Fremdsprachenerwerb. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 16, 47 – 66.

Coseriu, E. (1967): Lexikalische Solidaritäten. In: *Poetica* 1, 293 – 303.

Feilke, H. (1994) (im Druck): Common-sense-Kompetenz. Überlegungen zu einer Theorie des ‚sympathischen‘ und ‚natürlichen‘ Meinens und Verstehens. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw).

Feilke, H. (in Vorbereitung): Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw).

Fillmore, C. J. (1979): Innocence: A second idealization for linguistics. In: *Berkeley Linguistics Society* 5, 63 – 76.

Fillmore, C. J./Kay, P./O'Connor, M. C. (1988): Regularity and idiomacity in grammatical constructions. The case of ‚let alone‘. In: *Language* 64/3, 501 – 538.

Firth, J. R. (1957): Modes of meaning. In: *ders.: Papers in Linguistics 1934 – 1951*. London: 190 – 215.

Fix, U. (1992): Stil als komplexes Zeichen im Wandel. Überlegungen zu einem erweiterten Stilbegriff. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 20, 182 – 192.

Gibbs, R. W./Nayak, P. N./Cutting, C. (1989): How to kick the bucket and not decompose: Analyzability and idiom processing. In: *Journal of Memory and Language* 28, 576 – 593.

Gumperz, J. J. (1982): *Discourse strategies*. Cambridge.

Hickey, T. (1993): Identifying formulas in first language acquisition. In: *Journal of Child Language* 20, 27 – 41.

Hörmann, H. (1976): *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Hornby, A. S. (1988): *Oxford Advanced Learner's Dictionary of Current English*. 3. Aufl., Oxford: Oxford University Press.

Humboldt, W. v. (1963/1988 [1830 – 1835]): Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts. In: *ders.: Werke* 3, Schriften zur Sprachphilosophie. 6. unveränderte Auflage, Darmstadt: Klett-Cotta, 368 – 757.

Keller, R. (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. Tübingen: UTB (Francke).

Knobloch, C. (1988): ‚Gesagt – getan?‘ Thesen zum Problem: Sprechen und Handeln. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 18/71, 121 – 128.

Lakoff, G. (1987): *Women, fire and dangerous things. What categories reveal about the mind*. Chicago/London: University of Chicago Press.

Lichtenberg, G. C. (1985): *Lichtenbergs Werke*. 5. Aufl., Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag.

Lobkowitz, E. (1986): *Common Sense und Skeptizismus. Studien zur Philosophie von Thomas Reid und David Hume*. Weinheim: VCH.

Luhmann, N. (1985): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Maas, U. (1985): Konnotation. In: *Janussek, F. (Hg.): Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 71 – 97.

Maas, U. (1988): Die Sprache der Sprachwissenschaftler. In: *Geteilte Sprache. Festschrift für Rainer Marten*; hrsg. v. Utz Maas und Willem van Reijen. Amsterdam: 175 – 189.

Nagata, H. (1988): The relativity of linguistic intuitions: The effect of repetition on grammaticality judgements. In: *Journal of Psycholinguistic Research* 17/1, 1 – 17.

Neumann, N. (1986): *Vom Schwank zum Witz*. Frankfurt a. M.: Campus.

Pawley, A./Syder, F. H. (1983): Two puzzles for linguistic theory: nativelike selection and nativelike fluency. In: *Richards, J. C./Schmidt, R. (eds.): Language and Communication*. London: 191 – 226.

Pawley, A. (1986): Lexicalisation. In: *Tannen, D./Atlatis, J. E. (eds.): Language and Linguistics: The interdependence of theory, data and application. Georgetown University Round Table on Languages and Linguistics 1985 [GURT]*. Washington DC, 98 – 120.

Rehbein, J. (Hg.) (1985): *Interkulturelle Kommunikation*. Tübingen.

Ross, J. R. (1980): Ikonismus in der Phraseologie. In: *Zeitschrift für Semiotik* 2, 39 – 56.

Rothkegel, A. (1989): Polylexikalität. Verb-Nomen-Verbindungen und ihre Behandlung in EUROTRA. [Eurotra-D Working-Papers No. 17] Saarbrücken.

Scheerer, E. (1993): *Neue Wege in der Kognitionsforschung*. [Berichte aus dem Institut für Kognitionsforschung, Nummer 11] Universität Oldenburg.

Schwarz, M./Chur, J. (1993): *Semantik. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Narr.

Schmidt, S. J. (1983): Text, Subjekt, Gesellschaft. Aspekte einer konstruktivistischen Semantik. In: *Manfred Faust (Hg.): Festschrift für Peter Hartmann – Allgemeine Sprachwissenschaft und Sprachtypologie*. Tübingen: 55 – 73.

Schmidt, S. J. (Hg.) (1987): *Der Diskurs des radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw).

Searle, J. R. (1982/1990): *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*. 2. Aufl. Frankfurt a. M.: Suhrkamp (stw).

Steiner, E. (1983): *Die Entwicklung des britischen Kontextualismus*. Heidelberg.

Vihman, M. M. (1982): Formulas in first and second language acquisition. In: *Ohler, L. K./Menn, L. (eds.): Exceptional language and linguistics*. New York: 261 – 284.

Wegener, P. (1885/1991): *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. Halle a. S. [Reprint der Ausgabe von 1885, neu herausgegeben von Konrad Koerner, mit einer Einleitung von Clemens Knobloch] Amsterdam/Philadelphia: John Benjamin's.

Wiegand, H. E. (1986): *Von der Normativität deskriptiver Wörterbücher. Zugleich ein Versuch zur Unterscheidung von Normen und Regeln*. In: *Sprachnormen in der Diskussion. Beiträge vorgelegt von Sprachfreunden*. Berlin/New York: 72 – 101.

Wittgenstein, L. (1958/1967): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Wygotzki, L. S. (1934/1981): *Denken und Sprechen*. Frankfurt a. M.: Fischer.